

Ein junger Auswanderer aus dem Kanton Bern erzählt seine Erlebnisse aus seiner Reise nach Nordamerika

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstumm-Zeitung**

Band (Jahr): **20 (1926)**

Heft 19

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-922997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Belehrung

Bier Bilder aus dem Leben eines Tierquälers.

1. Eine staubige Dorfstraße im hellen Sonnenglanz. Kinder tollen in fröhlichem Treiben daher, begleitet von einem riesigen Hunde, der ausgelassen die Kleinen umspringt, bis ihm hin und wieder ein Kind liebkosend den mächtigen Kopf streichelt. Ein Hündchen naht sich bellend, um auch teilzuhaben an der Freude. Eifersüchtig springt das niedliche Hündchen an dem großen Hunde empor. Die Kinder jubeln nur lauter. Da faßt eine harte Knabenfaust das Hündchen am Genick und wirft es gegen einen Steinhaufen. „Pfui, Robert!“ klagen die Mädchen und eilen auf das mißhandelte Hündchen zu, das wimmernd liegen blieb. Ein rohes Lachen ist die Antwort, und ein Fußtritt trifft das arme Tierchen. Winselnd schleppt es sich fort.

2. Mittagsglut auf baumlosem Fuhrwege. Ein junger Knecht treibt mit rohen Flüchten seine Pferde bergan, die keuchend den schweren Lastwagen ziehen. Peitschenschlag auf Peitschenschlag faust nieder; auf der Haut der armen Tiere quellen dicke Striemen auf. Kantiges Riemenzeug reibt die Flanken blutig. Ermattet bricht das Pferd nieder. Hart fährt ihm die Stiefelspitze in die Weichteile! Stöhnend richtet das Tier sich wieder auf und verrichtet mit letzter Kraft die harte Fron. — Ein Mädchen bittet weinend: „Robert, quäle die Pferde doch nicht so!“ Rohes Lachen ist die Antwort. Und Peitschenschlag folgt auf Peitschenschlag.

3. Sommernacht vor Hamburgs Thoren. In einem Häuschen, das einsam am Wege liegt, ringt eine alte Frau verzweifelt mit einem kräftigen Burschen. „Ich will dir alles geben, Robert, töte mich nicht!“ Eine Axt faust nieder: Der bleiche Mund bringt keine Bitte mehr hervor. Noch ein brechender Blick trifft den Mörder, der gierig die wenigen Habseligkeiten der Ermordeten an sich rafft.

4. Ein Gerichtssaal, von Menschen angefüllt. Gesenkten Hauptes steht der Mörder an der Anklagebank, während ein Zeuge, sein früherer Lehrer, verhört wird. Nun wendet sich der Greis zu dem ehemaligen Schüler: „Robert, Robert! Warum hörtest Du nicht auf mich, als ich Dich damals bat, kein Tier mehr zu quälen?“ klingt die zitternde Stimme des Alten. Da

schluchzt der Gefesselte auf, als wollte ihm das Herz zerspringen. Wehmütig schaut der Lehrer auf den Unglücklichen. Ihm ist, als sei es sein eigen Kind! Dann kommt das Urteil: Des Mordes schuldig; die Strafe ist der Tod. — An einem Herbstesmorgen fiel Roberts Haupt.
R. M. im „Tierfreund“.

Zur Unterhaltung

Ein junger Auswanderer aus dem Kanton Bern erzählt seine Erlebnisse auf seiner Reise nach Nordamerika.

Vorbemerkung des Redaktors. Heutzutage reist man so schön und bequem, daß wir es gar nicht mehr wissen oder zu wenig bedenken, wie gut wir es haben gegen früher. Da wird ein naiver (naiv-ungezwungen, natürlich, unbefangen) Bericht eines nach Amerika auswandernden jungen Schlossergesellen aus dem letzten Jahrhundert die Leser hoch interessieren. Er schreibt:

„Mit betrübtem Herzen und tränendem Auge fuhren wir am 21. Februar 1871 von der so lieben Heimat nach Basel. In Olten kamen auch Aargauer, Oberländer und Emmentaler zu uns. In Basel angekommen wurden wir von einem Diener Werdenbergs abgeholt in sein Haus, wo wir den Akkord abzugeben und Uebergewichtsgebühr von Fr. 4. 20 zu bezahlen hatten. Man aß zu Mittag vollauf, dann machten wir Besuche in der Stadt. Abends teilte der Agent unter alle Passagiere Proviant aus, für eine Person eine Flasche Wein, eine Wurst und ein Brötchen. Wir aßen wieder zu Nacht, dann ging es auf die badische Bahn, um die ganze Nacht zu fahren, nämlich auf Mannheim zu. Wir hatten fast keinen Platz im Wagen; denn das badische Militär drang grimmig in den Wagen hinein. Die badischen Kondukteure waren sehr grob gegen uns Passagiere. Wir blieben in Mannheim bis am Mittwoch. Morgens um fünf Uhr mußten wir uns bereit machen und um 6 Uhr aufs Schiff am Rhein und fuhren mit Schiffswechsel an vielen Haltestationen vorbei durch schreckliche Felsklippen und Gebirge durch nach Köln. Stadt an Stadt war zu sehen und Burg an Burg. Hier zwischen Mannheim und Köln ist der Rhein dreimal tiefer und breiter als in Basel. Große Segel- und Dampfschiffe fuhren nebeneinander hin und

ließen Kanonendonner zum Gruß ab, wenn sie landeten. Das war ein Anblick für so einen einfachen Landbewohner, wie ich einen kenne!

Es ging sehr lebhaft zu im Schiff. Da war ein Brüllen, Kindergeschrei, Befehlen, Lachen und dazu noch das Rauschen der Schiffsräder. Wir beschauten die arbeitende Dampfmaschine, welche sehr künstlich ist. Von Kälte hatten wir bis dahin gar nichts zu leiden. In Mainz sahen wir zum ersten Mal unsere Kisten abwerfen. Mainz ist eine große Festungsstadt. Das Schiff, auf dem wir waren, ist noch neu, und es ging sehr säuberlich zu darin. Abends um 6 Uhr kamen wir in Köln — auch eine sehr schöne Stadt mit dem großen Dom — an, und wurden vom Auswanderungsagent sehr freundlich empfangen und behandelt, als wären wir auch Menschen. Der Agent sagte: Morgen Nachmittag um 1 Uhr geht's nach Antwerpen. Es war so affordiert. Um 1 Uhr mußten wir auf die Bahn. Wir hatten große Not mit unserm Handgepäck und mit den Schriften; denn man verliert oder vergißt gerne etwas. Am Morgen stunden wir froh und guten Muts auf und gingen zum Kaffee. Es wurde uns Trinkgeld für die Kisten gefordert, aber wir wehrten uns, weil wir wußten, was im Afford steht. Sie brachten uns die Kisten schön zum Platz, wo wir wußten, daß sie sein sollten. Es ging alles in freundlichster Weise und sehr reinlich zu. Donnerstag den 23. fuhren wir um 1 Uhr von Köln ab auf Antwerpen zu. Wenn ich noch gleichgültigere Kleider gehabt hätte, sie hätten auch getan. Denn bei dem strengen Wagenwechsel machte man die Kleider sehr schmutzig. So ein schüchtern Landbewohner tut doch die Augen auf, wenn er in der Welt draußen die großen Werke der Menschen sehen muß. Wir sahen zwischen Köln und Antwerpen große, unabsehbare Ebenen, und da wurden Erdäpfel gesetzt und eingepflügt. Viele Windmühlen waren zu sehen und endlich kam es noch zu einem großen Tunnel, wie bei Olten. Wenn wir schon viel nördlicher waren als in der Schweiz, so war es doch nicht so kalt wie daheim. Ich zog den Rock aus auf der Bahn. In Antwerpen holte man uns auf der Bahn ab und führte uns in einen rechten Schmutzwinkel von Wirtshaus. Wir hatten schlechte Betten; alles war feucht. Freitag den 24. standen wir erfrischt wieder auf. Es war sehr ekelerregend in diesem Wirtshaus. Der Abtritt gerade neben der Küche. Die Stubenmagd sah gerade aus, wie eine ungeratene Bauersmagd

im Stechholz. Pumpernickel, wie sie sonst ihr schwarzes Brot nennen, sahen wir dort nicht, sondern schönes Brot, dann Schmalz dazu. Wir besahen uns die Stadt, die sehr alt sein soll; sie war wirklich schwarz, aber sehr bevölkert. Das Wirtshaus ist nahe am Hafen. Da konnten wir das Schiffsgezappel sehen; denn da sind die Menschen zu tausenden beisammen. Ein finsternes Wesen liegt diesen Menschen auf dem Gesicht. — Samstag Nachmittag mußten wir auf's Schiff. Kein Mensch, der dies noch nie sah, kanns glauben, wie das ein Schmutz im Zwischendeck war und ein Gestank. Wenn wir eine Woche in solchem Unrat hätten sein müssen, wahrlich eine Pest wäre entstanden. Wir mußten auf dem Verdeck übernachten unter Gottes freiem Himmel. Es war sehr kalt.

Eine Nacht und einen Tag fuhren wir bis Hull in England. Sonntag den 26., anstatt in die Predigt zu gehen, um das Wort Gottes zu hören und sich feierlich zu kleiden, mußten wir gerade wie Stroh und Holz umherliegen und hatten keinen Platz. Um halb 2 Uhr kamen wir in Hull an, wo unsere Kisten erlesen wurden. Wir mußten am Boden liegen und hatten nichts unter uns. Das war eine kurzweilige Nacht, nicht wahr? Es waren etwa 100 Passagiere. Hier mußten wir in unsern Kisten leben. Mein Schraubenzieher kam hier sehr bequem, er sollte an allen Orten sein, weil man damit schnell auf- und zugetan hat. Zwei Kisten wurden erlesen, aber die einte nicht. Den 27. mußten wir abfahren von Hull, der Hafenstadt in England, in der Eisenbahn durch das Herz des Landes durch nach den vielen großen Städten wie Manchester. So weit wir fuhren, war alles Stadt, Hügel, Berge, alles war Stadt bei einer Stunde im Durchschnitt. Sehr grünes Gras, Schafe weideten, die Felder wimmelten von Ackerzügen. Aber viel exakter wurde hier gefahren, als in der Schweiz. Schrecklich schnell fuhr man durch England bis Liverpool, wo wir vom Agenten abgeholt wurden in sein Haus. Es war schon wieder Nacht. Wir bekamen Kaffee, dann zeigte man den Passagieren die Betten, wo wir gut schliefen. Heute den 28. stunden wir wieder gesund auf zur Weiterreise. Als wir gegessen hatten, gingen wir Männer zu den Kisten, sie zu erkennen und zu wägen, dann ging's dem Hafen zu. Hier mußten die Kisten über ein steiles Bord hinabgelassen werden auf ein kleines Schiff. Das war eine Angst und Eilen! Wir Passagiere halfen einander aus, so gut ein jeder

konnte. Endlich fuhren wir in dem Schiff etwa 3000 Ellen hinab zu dem großen mächtigen Idaho-Ballast-Schiff, welches wohl 360 Fuß lang, 40 Fuß breit und etwa 80 Fuß hoch bis zur Verdeckzinne war. Das Schiff war ganz gepanzert mit Eisen innen und außen und hatte eine Schmiede, eine Schreinerei, Malerei, Metzgerei, Brot- und Zuckerbäckerei und Wirtschaft, sechs Köche, feiß, zwei eigentliche Köchinnen und vier Küchenjungen, vier Aufwärter um den Passagieren im Zwischendeck die Speise darzuwerfen; denn Tische waren bei weitem nicht genug. Wenn wir unsere Portion kriegten, so marschierte man gegen den stinkigen Bettchrummen zu, wo wir uns düschen konnten; denn der Platz zum Sein und zum Leben war so schrecklich beschränkt, daß man wirklich als wahre Verbrecher im Kerker sich fühlte. Sie mögen sich's vorstellen so eng als möglich, so weiß ich, daß Sie es nicht glauben, wie es in Wirklichkeit war. Die Matrosen sind sehr gefährliche Leute. Denn ein Schreiner sollte mir ein Werkzeug geben, um die engen Schraubenlöcher auszubohren. Da meinte er, er müsse mir das Schloß anders machen, und endlich ließ ich ihn machen. Als ich aber schließen wollte, konnte ich nicht. Ich ging selbst daran und machte es selbst. Aber siehe da, der Schraubenzieher und einiges vom Proviant war fort. Das war auch eine Lektion für mich in Zukunft. Die Schließer, die ich in der Heimat selbst anmachte, waren immer fest wie ein Fels und praktisch. Nur das Kofferschloß war nach Schreinerart und ließ bald, doch mußte ich's selbst heilen und schlossern auf dem Schiff. Als dies fertig war, glaubte man immer über die Risten zu dürfen und wir ließen den Proviant in der Riste, wie wir's eigentlich im Akford hatten. Als wir am Morgen erwachten und beteten, sahen wir uns um nach den Risten, um etwas daraus zu nehmen, aber alles war weggetan worden in den Untergrund des Schiffes. Besonders drückend war es, daß ein Mensch, dem ich viel Gutes getan, sich umkehren konnte und mich ausschimpfte.

* * *

Den 1. März standen wir gesund wieder auf. Man muß Achtung geben, daß man von den Schiffsköchen nicht betrogen wird. Es war sehr frisch auf dem Verdeck und ungemein viel Passagiere waren auf dem Schiff. Alle Tage vom Morgen bis zum Mittag mußten wir auf dem Verdeck sein, es mochte stürmen oder schön sein. Der Doktor kam und jagte einem fort auf's

Verdeck, da war es meistens sehr kalt. Die Matrosen benutzten uns Männer zum Segelaufziehen. Das hätten meine lieben Brüder und Schwestern daheim hören sollen. Das Schiff wankte sehr stark, der Boden war schlüpfrig, so daß man alle Figuren machen mußte mit den Beinen, daß man nicht auf den Boden geschmettert wurde. Es geschah oft, daß ganze Reihen von Männern mit dem Segelseil auf die Seite geworfen wurden. Der Chef unter den Segel- und Ankermatrosen sang auf englisch ein Lied einzig, die andern Matrosen stimmten im Chor darein. Das geschah beim Hauptseil, wenn es gespannt oder gelöst wurde. Ein jedes Hauptseil hat sein eigen Lied. Die Segelmatrosen waren mit wenig Ausnahme recht verständig gegen uns Passagiere. Die Köche und Offiziere waren sehr schnöde und schadenfroh, wenn einem Passagier etwas Uebels geschah.

Den 2. März standen wir wieder auf die Beine. Es kamen noch mehr Passagiere auf's Schiff, denn wir in der Schweiz und Deutschland waren die ersten, die auf's Schiff kamen, darum wir zwei Tage auf dem stehenden Schiff warten mußten. Am Abend den 2. wurden die Anker und Maschinen bereit gemacht. Die Anker sind schreckliche Dinger von Schwere mit zwei Schaufelhaken. Diese bestehen aus zwei Stücken, dem Bogen und der Stange, welche zusammen 300 Zentner wägen sollen, und solche Anker waren drei, dann waren noch kleinere, 100 Zentner schwere. Abends wurde mir sehr übel zu Mut wegen dem Unrat und Gestank im Schiff. Den 3. März war ich sehr elend, denn ich hatte Kreuzweh. Mittags aß ich nur Suppe, mußte aber schnell mich erbrechen. Ich war meistens auf dem Verdeck, wo man weite Aussicht hatte auf's Meer. Den 4. März waren wir sehr schwindlig vom Wiegeln des Schiffes. Das Wasser war, als der Sturm noch nichts tat, lauter, als aber das Wiegeln stärker wurde, sehr kotig und rot. Der Kaffee des morgens und der Tee des abends stank davon. Wir übersprangen manches Mal, indem wir nichts aßen. Ueber den Mittag war es sehr hell, aber windig. Es war Sonntag, aber wir sahen keine Spur vom Sonntag. Am 5. März war schrecklich Sturm. Es krachte und tobte und schüttete Wasser in Strömen die Stiege hinunter. Da war den hochmütigen Scherzgeistern das Lachen vergangen, als man vernahm, der sonst so ruhige, kaltblütige Kapitän sei sehr besorgt um das Schiff, es möchte an Felsen stranden. Wir

glaubten einfach ans Sterben. Die meisten hielten sich bereit. Nur ein armes, verblendetes Schäflein vom Hause Israel fluchte gar entsetzlich. Den 6. glaubten wir noch mehr, es gehe dem Ende zu. Da prüft man sich gut und bekennt dem Herrn seine Sünden, und verspricht viel Gutes und große Beständigkeit in solcher Todesangst. Das Schiff war ungeheuer tief im Wasser, sonst hätte es umkehren können. Es hatte nicht Seitenräder, sondern eine große eiserne Schraube, und dies ist im Sturm viel besser, denn hier bewies es sich als praktisch. Die Schraube faßte allezeit Wasser, was mit den Seitenrädern nicht der Fall ist. Der Boden des Schiffes wurde oft so schräge, daß man sich mit aller Gewalt an Säulen halten mußte. Gegen Nachmittag ließ der Sturm ein wenig nach. Den 7. wieder stärkeres Wanken, ordentlich hell, viel Wasser im Schiff. Vor Gestank bekam man ganz bittere Lippen. Den 8. schreckliche Finsternis, Sturm und Angst. Den 9. konnte man Gott danken, daß das Schiff wieder vorwärts kam. Den 10. spürte ich heftiges Sehnen nach meinen armen Hinterlassenen, Mutter und Geschwister. Schrecklichen Durst hatten wir auszustehen. Die Luft wurde wieder ganz angenehm. Alle, Groß und Klein waren auf dem Berdeck. Den 11. war es wieder stürmisch, naß und kalt. Ein Aufwärter wurde an den Pranger gestellt. Die Engländer wollen immer saufen und sind gern bei durstigen Passagieren. Derselbe Aufwärter kam einmal aus der Küche gesprungen und schmetterte auf dem Boden hin ins Wasser. Der Aufseher über die Aufwärter ergriff ihn flugs und führte ihn vor den Unter-Kapitän und dieser ließ ihn drei Tage bei solcher Kälte an den Pranger stellen, wo er tüchtig ausgelacht wurde von den Passagieren. Er kam aber während der Strafzeit zu einigen, um zu betteln, kriegte aber nichts. Den 12. war es sehr hell, aber empfindlich kalt, daß man die Füße nicht genug einmachen konnte. Da waren wir froh, wenn es etwas zu tun gab auf dem Schiff, wie z. B. Segel aufziehen, denn da mußten 40, 50 bis 60 Mann sein für ein solches. Wir bekamen wieder Appetit zum Essen. Aber das Essen, das man bekam, mußte man buchstäblich stehlen, weil die Aufwärter sich wenig um uns bekümmerten. Alle Tage bekamen wir das Gleiche. Morgens per Person fast einen Schoppen schwarzen Kaffee ohne Milch und ein Müttschli dazu. Mit meinem Appetit hätte ich ein halbes Duzend solcher gegessen. Dann mußten wir wieder aufs Berdeck

an die zehrende Luft. Mittags wurde manchmal erst um 1 oder 2 Uhr wieder etwas verabreicht. Zum Tisch konnten die wenigsten, wiewohl 4 lange Tische waren. Da kamen sie mit eimerartigen Kesseln und teilten jeder Person einen halben Schoppen fürchterlich stark gepfefferte Suppe aus. Wenn man die Hände darnach austreckte, bekam man sie. Dann teilten sie das kotige Fleisch aus, dann kamen geschwellte Erdäpfel, wenn man sich rührte und die Finger aufhielt für drei, vier bis fünf, je nach dem die Familie war. Die Erdäpfel waren das edelste, das man bekam, denn man konnte ihnen die Haut abmachen. Nach dem Essen machte man sich so schnell als möglich aufs Berdeck; denn es war unten grausig zu essen neben allerlei Kot. Ich aß mehrere Tage nichts vor Ekel, bis mir der Magen vor Hunger wie Feuer brannte. Den 13. März war Sonntag. Da hatten wir keine Sonntagsruhe. Das Wetter heiterte sich auf und die Offiziere befahlen den Aufwärtern und Seilmatrosen, das Schiff ein wenig zu reinigen, weil's Sonntag sei. Da wurde tüchtig gewischt und bald war alles schön trocken vom Biswind. Die Matrosen legten alle ihre schwarzen Happichten (Werktagskleider) ab und zogen saubere, blaue, wollene Sonntagskleider an und mußten in die englische Predigt. Für die englischen Seelen war gesorgt, nur für die deutschen nicht. Mittags gab's Kartoffeln, Fleisch und Ragout. Nachdem wir dem Herrn gedankt, daß er uns wieder gespießen habe, kam der Schiff-Bajas oder des Kapitäns Diener und teilte allen Passagieren und Matrosen Traktate aus. Da war gerade der Wind und das Schiff ruhig, und die Sonne schien belebend aufs Berdeck. Wir wußten nicht wie danken, um unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Wir beide suchten ein stilles Plätzchen auf dem Schiff, wo die Sonne recht hinschien; hier hatten wir unsere Sonntagsfeier. Wir sangen das Lied: „Noahs Arche schwankte lang auf grauser Flut“ und „Ach uns wird das Herz so leer“. Dieser Augenblick tat uns tatsächlich wohl. Unsere Herzen dürsteten nach der Stille und nach Gottes Wort. — Den 14. März war trübes Wetter, doch nicht so kalt. Wir waren wieder alle auf dem Berdeck. Während die Passagiere auf dem Berdeck waren, wurde drunten in ihren Schlaf- und Wohngemächern von den habfüchtigen und genußfüchtigen Matrosen alles durchwühlt und nach Schnaps und Fleisch gesucht. Meine Kleider waren an einem fremden Ort. Da hätte ich unglücklich werden können;

denn mein Gold war im Untermuz versteckt, und gerade der wurde unter dem Strohsack hervorgerissen und umhergeworfen. Das Geld war aber noch am gleichen Ort. Den 15. mußten wir das Brod mit Beben essen, weil die Aufwärter stets meinen, man habe zweimal bekommen. Alle um uns her hatten Speise und Trank, uns aber war es eingeschlossen. Ich sage es unverhehlt, ich wünschte mir den Tod. Den 16. standen wir gesund und erquickt wieder auf und gingen auf das Verdeck. Letzte Nacht kam ein amerikanisches Schiff uns entgegen, um dem Kapitän den Weg zu zeigen gegen den Hafen zu. Den 17. landete das Schiff in den Hafen ein, blieb aber noch fern von New-York. Es wurde nun alles gewaschen und gepuht auf dem Schiff. Selbst die zwei schrecklichen Mastbäume, die mit zolldickem Blech beschlagen waren, mußten vom obersten Gipfel bis unten aus gewaschen werden. Die Mastbäume sind wie starke Türme, denn sie müssen eine ungeheure Last tragen, so z. B. die Segeltücher mit furchtbaren schweren Ketten, angespannt an großen 80 Fuß langen eichenen Wellen, und solcher Wellen sind drei an einem Mastbaum. Als alles fertig war, mußten alle Matrosen und Passagiere vor die Visitation der Doktoren, und den Männern, Frauen und Kindern wurde scharf ins Gesicht gesehen, und dann am linken Arm zu hinterst drei Löchlein herausgepickt. Diese Operation sollte den Zweck haben, wenn jemand blatternkrank war oder sonst unrein, es sich bei diesen Wunden zeigen würde. Es wurden etliche Personen, die krank waren, in ein anderes Schiff gebracht. Wir verlangten bald aus dem Schiff zu kommen. Den 17. wurden die Kisten alle aus dem Keller herausgezogen und kamen uns Passagieren wieder zu Gesicht. Der Inhalt war noch ganz trocken, ja selbst das Brod, welches wir vor 14 Tagen darein getan hatten, war noch gut. Den 18. März standen wir schon in New-York auf. Wir konnten nicht schlafen vor großer Aufregung. Es war alles sehr reinlich in dem Haus, in welchem wir übernachteten. Wir waren fast wie in einem Vorhimmel.

(Hier endet die Geschichte, obwohl sie noch einmal so lang war, und es wurde gesagt, das sei genug, um Leser von einer Amerikareise abzuschrecken.)



Allerlei aus der Taubstummenvvelt

Bern. Ende April ist in der Verpflegungsanstalt Worben bei Lyß der gehörlose Schneider Daniel Bischof, vielen bekannt als ein unermüdlicher „Bittsteller“, an einem Schlaganfall gestorben. Er hinterläßt eine 78 jährige, noch rüstige, ebenfalls gehörlose Wittve; dieser, die immer brav und fleißig gewesen, wäre ein freundlicherer Lebensabend zu gönnen.

Zürich. Am 24. September begingen die Gehörlosen Herr Arthur Fauth und seine Ehefrau Anna in Zürich das Fest der silbernen Hochzeit. Wir gratulieren herzlich; möge ihnen weiter, bis zur Goldenen, frohes Leben beschert sein.

Mü.

St. Gallen. Am 21. September starb im Kantonspital in St. Gallen, acht Tage nach seiner Ueberführung, Herr Jakob Jäck, alt Schreiner, nach langer, schmerzhafter Krankheit, im Alter von über 77 Jahren. Er war wohl der älteste unter den St. Galler Taubstummten und bei ihnen beliebt.

H. M.

Die Tauben hören. Heutzutage berichten die verschiedensten Blätter in allen Weltteilen unglaubliche Dinge über Hören und Fühlen der Taubstummten. So erzählt ein amerikanischer „Christlicher Hausfreund“ folgendes:

„Es ist bekannt, daß die Tauben ein hochentwickeltes Gefühl haben. Diese Eigenschaft hat Prof. Rob. Gault von der Nordwestlichen Universität in Brookfield (Illinois) benutzt, um einen Hörapparat für Taube herzustellen. Der Apparat, ein äußerst empfindsames Werkzeug, das die Schallschwingungen ungemein verstärkt, hat eine Vorrichtung ähnlich der Hörscheibe eines Fernsprechers. Gegen nun Taube unter sachverständiger Anweisung ihre Finger auf die Scheibe, so lernen sie bald durch die verschiedenartigen Schwingungen, die sich ihren Fingerspitzen mitteilen, Vokale und Konsonanten unterscheiden. So sei es möglich gewesen, tauben Studenten 120 Sätze, in einem angrenzenden Zimmer in den Apparat gesprochen, zu übermitteln, d. h. sie ihnen verständlich zu machen.

Deutschland. Was Tiling, der Flugmeister, sagte. Am Dsnabrücker Großflugtag zu Pfingsten hatten auch einige Taubstummte aus Dsnabrück und Umgebung den Kunstflügen zugehört, darunter der junge Schreinergefelle